

Wasserbilder, einer Großstadt Spiegel

Nähme man dem Fluss das Ufer, wäre er dann ein solcher nicht mehr, sondern nichts weiter als Wasser? Würde er nicht mehr fließen, da sich eine Bewegung doch einzig erkennt in einer räumlichen Begrenzung und der Relation zu einem anderen Punkt oder Objekt? Und ist ein Fluss nicht nur ein Fluss, dann wenn er fließt? Nähme man hingegen dem Fluss den Menschen, niemand würde sich solch überflüssige, schon unzählige Male gedachte Gedanken über ein langgezogenes Gewässer machen, an einem warmen Frühlingstag wie diesem.

Ich sitze gerne am Ufer der Spree. Ich wohne an der Spree. Würde ich aufstehen, ein kleines Stück dem Ufer links hinunter folgen, von dort meinen Blick über die Hansabrücke dem Straßenverlauf Richtung Südosten hinterherwerfen, leuchtete mir an einem Sonntag wie diesem, in der nahen Ferne golden die Siegestsäule entgegen. Um die Ecke von der Siegestsäule, vom Brandenburger Tor, vom Tiergarten, am Rande der großen Touristenscharen, die ganzjährig über diese, von der Welt geliebte Stadt hereinbrechen, wohne ich in der Mitte Berlins, an der Spree. Und ich sitze gerne an ihrem Ufer und lasse meine Gedanken einem Kiesel gleich über ihre unstete Oberfläche hüpfen.

Ich sitze gerne. Bevorzugt schaue ich dann den Menschen zu, die ihre Füße bei jedem Wetter, vom ersten Lichtstrahl des Tages bis zu dessen Dahinscheiden über die Uferwege treiben. Ihre Konturen spiegeln sich verschwommen im Wasser. Ein drahtiger alter Mann, Tag um Tag, junge dicke, junge dünne, Männer, Frauen, Menschen jeden Alters, die einen leichtfüßig, die andern schwerfällig stolpernd, mit Kopfhörern, Kollegen, Freunde in keuchender Unterhaltung, sie alle verschmelzen ihr Spiegelbild mit den Wassern der Spree.

Die Spree ist ein Spiegel dieser Stadt. Alles, was in dieser Stadt geschieht, geschieht an ihren Ufern, spiegelt sich wieder in dem Wasser, das mal träge, mal von Touristenschiffen oder Wettern aufgepeitscht zwischen den steinernen Uferwänden, sich trügerisch unbeteiligt dahinschiebt, durch ein sich immer schneller veränderndes Berlin.

Ich lehne gerne am Ufergeländer und lasse den Blick über das Wasser schweifen. Ein Stück wasserabwärts, im kalten Spiegel der Spree, im Schutz des

Wullenwebersteg¹, waren unlängs die Konturen eines kleinen Zeltlagers zu sehen. Menschen mit wettergegerbten und bläulich-dunkelroten Gesichtern trotzten in dünnen Zelten und dicken Schlafsäcken, alkoholgestillt den letzten Kälteattacken des ausklingenden Winters. Erst eins, dann zwei, erschienen immer weitere Stoffbehäusungen im Angesicht der Spree. Weithin konnte man die heiseren, gelallten Dispute der Lagerbewohner vernehmen. Vor ein paar Tagen jedoch, mit dem Eintreffen des Frühlings und der Bagger, waren sie mit einem Mal, wie ein Spuk, wieder verschwunden, die Zeugen des immer deutlicher sichtbar werdenden unteren Randes unserer Stadt, die verschwommenen Zeltkonturen in den Wassern der Spree.

Ich sitze gerne auf der Bank an der Spree und schaue hinüber. Im letzten Sommer noch wiegten sich prachtvolle Trauerweiden am gegenüberliegenden Ufer in den Wellen des Flusses, nun spiegeln sich ein gelber Bagger und ein blaues Toilettenhäuschen darin. Die Weiden sind dahin, im Januar gefällt, verschwunden, bald wird sich dort grauer Asphalt ausbreiten, um eiligen Radlern Raum zu verschaffen. Der grüne Umbruch schüttet Asphalt aus über die gebeutelte Stadt, Zukunftsvisionen lassen allerorten stattliche Bäume fallen. Ich sitze gerne am Ufer, doch ich und die Spree, wir haben gerade ein paar liebe Freunde verloren, und wir sind ein wenig traurig heute.

Vier Beine, von links, acht von rechts stürzen aufeinander zu. Locken, Kurzfell, Langhaar, sind sie weiblich heißen sie Emma, sind es Rüden, irgendwie. Erregt zitternde Schnauzen werden zwischen Pobacken gesteckt, unter wedelnde oder erstarrte Schwänze gehalten. Einmal umkreisen, zum Spielen auffordern, Kacken. Das Ufer ist Hundeland. Meiner hebt das Bein, einer pinkelt drüber, der dritte ist der Größte, meiner noch einmal drüber, breit mit den Hinterbeinen scharren. Das Spreeufer kompostiert Gallonen von Pisse, Tonnen an Hundekacke in Jahrzehnten Berliner Hundeliebe. Von hinten wackelt eine kugelrunde Promenadenmischung an, Berliner durch und durch. Liebend schiebt Frauchen dem krummbeinigen Kläffer Kuchen ins Maul. Doch was schert die Spree wer ihre Flanken bepinkelt, das wilde, vielbeinige Gewusel an seinen Gestaden trägt der Fluss in Berliner Gleichmut seit Jahrzehnten in seinem Spiegel.

¹ Wullenwebersteg ist eine Brücke, erbaut in den 60er Jahren.

Ich laufe nicht gerne, doch wenn der Darm meines Hundes auf Entleerung drängt, dann setze auch ich meine Füße auf den Uferweg rechts hinunter der Spree, wo er nach Charlottenburg führt. Gegenüber des letzten kleinen unbefestigten Uferstreifen, wo nächtens verirrte Stadtbiber ihre Zähne in Bäume an der Uferböschung treiben, gleich hinter dem Wullenwebersteg, malt sich ein Bild aus Beton und Baukränen in die Spree. Am gegenüberliegenden befestigten Ufer, erhebt sich eine Betonansammlung hoch aus dem Boden. Kaum haben die Bagger ein winziges Stück Grün übrig gelassen, in dem entstehenden Viertel mit dem bezeichnenden Namen „No. 1“, zwischen Luxuseigentum, Büros und Hotels. Die Spree und ich, wir schauen uns an, und ich erkenne erschauernd die erstickende Enge in ihren düsteren Wasserbildern.

Ich stehe gerne mit einem Becher Kaffee am Fenster, an Tagen, da Abermillionen kleine Regentropfen ein fröhliches, hüpfendes Ballett auf der dunklen Spree aufführen. Ich stehe gerne an meinem Zimmerfenster, da dieses mir den Blick auf den Fluss eingerahmt von mächtigen Kastanienbäumen freigibt. Doch nicht einmal das geschlossene Fenster kann mich vor dem Siegesgeheul der Baumaschinen und der rasant wachsenden Betonkästen bewahren, die unweit zu beiden Seiten meines Fensters in den Himmel schießen. An diesen Tagen stehen wir uns gegenüber, die Spree und ich und meine klaglose Freundin sucht mich mit gedämpften Farbtönen und Schattierungen zu besänftigen.

Sie ist ein Wasser-Spiegel dieser Stadt, und ihrer Zeit, die Berliner Spree, auf jedem ihrer Kilometer. So wie sich ihre Ufer verändern und die wechselnden Bilder, die auf ihren Leib gemalt werden, so ändert sich die Stadt um sie herum. Wie könnte man in dieser Berliner Lebensader, wie in diesem Fluss einfach nur Wasser sehen? In der treuen Berliner Seele, die geduldig und stark auf ihrem Rücken Touristenhorden in weißen Schiffen durch die pulsierende, lärmende Stadt transportiert. Einer von ihnen lehnt sich gerade über die Reling und betrachtet das aufgeworfene Wasser mit dem zerrissenen Spiegelbild einer Stadt darin. Dann spuckt er in die Fluten.

Ich stehe derweil am Fenster, mit einem Becher Kaffee in der Hand und beobachte auf dem vorüberfahrenden Schiff einen jungen Mann, wie er sich über die Reling des weißen Wassergefährtts lehnt und ins Wasser spuckt.

Da lächeln wir uns an, die Spree und ich, in diesem Augenblick, da wir uns in die Seele sehen.